

# IM SPIEGEL DER ZEIT

## Unfähig zur Liturgie? – Die „Generation X“ soziologisch-spirituell gesehen

Die Selbstverständlichkeit, mit der Menschen ihr gesamtes Leben in die großen jahreszeitlichen Bewegungen der Liturgie eingebunden wussten, ist weithin verloren gegangen. Auf Tagungen Katholischer Akademien von Berlin bis München ist die Rede von den „neuen Heiden“. Gemeint sind damit Menschen, die sich nicht bewusst als ungläubig definieren, sondern die mit der Frage nach Gott gar nichts mehr anzufangen wissen. Ostdeutschland mit über 70 Prozent Menschen, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, ist hier paradigmatisch. So antwortete ein Jugendlicher dort auf die Frage: „Bist du eher christlich oder nicht?“ - „Weder noch, normal halt.“ Oder ein junger Manager: „Wenn ich noch nicht mal weiß, was Sie mit dieser Frage meinen, dann bin ich wohl nicht spirituell, es entspricht nicht meiner Fokussierung.“<sup>1</sup> Aber auch in traditionell katholischen Gebieten Bayerns berichten ReligionslehrerInnen, dass bei den Kindern, die auf die Erstkommunion vorbereitet werden, nun bereits die Großeltern kirchenfern sind.

### I. Die „Generation X“

Inzwischen ist oft, zumindest in Großstädten, die dritte Generation von Kindern und Jugendlichen ohne religiöse Bindung aufgewachsen und damit auch mit gottesdienstlichen Ritualen nicht mehr vertraut. Wie können diese Jugendlichen dennoch lernen, Liturgie gemeinschaftlich als Verheibung von Einheit mitzufeiern und in ihrem Leben zu verankern? Wie geht das trotz und gerade in der überall wahrnehmbaren schnellen Veränderung des Lebens und dem starken Trend zur Individualisierung von Lebensentwürfen? Um hier antworten zu können, ist es nötig, sich die Anforderungen, unter denen vor allem junge Menschen heute ihr Leben gestalten (müssen), zusammenfassend vor Augen zu führen.

Die Generation, die zur Jahrtausendwende Mitte dreißig und jünger war, wird auch als „Generation X“ bezeichnet. Sie löst damit die Generation der 68er ab, der „Kinder von Marx und Coca Cola“<sup>2</sup>, die bis bisher in weiten Teilen des öffentli-

<sup>1</sup> Vgl. E. Tiefensee, *Ökumene der dritten Art. Christliche Botschaft in areligiöser Umwelt*. Vortrag während der Tagung „Christsein mit den neuen Heiden“, Kath. Akademie München, 27.–28.1.2006. Eine Tagung mit dem Titel „Leben mit den neuen Heiden“ fand im Herbst 2005 in der Kath. Akademie in Berlin statt.

<sup>2</sup> So der Titel eines Films von Jean-Luc Godard (1965).

chen Lebens gesellschaftsprägend war. Die „Generation X“ ist dadurch gekennzeichnet, dass sie gerade keine verallgemeinerbaren Charakteristika besitzt, sondern sich im Gegenteil mit einer großen Vielfalt von Lebensentwürfen und Überzeugungen präsentiert.<sup>3</sup>

Diese Unbestimbarkeit setzt sich, so wie es heute aussieht, nochmals verschärft in deren Kindern fort, also der heutigen Jugend-Generation.<sup>4</sup> Es gibt keine einheitlichen sozialen Milieus, deren Denken und Handeln relativ homogen und vorhersehbar ist wie noch in den 70er-Jahren. Der Beruf und die Herkunft des Vaters oder der Mutter sind nicht mehr prägend für Einstellungen und Verhalten der jungen Erwachsenen. Dies gilt auf allen Ebenen: Politische wie religiöse Werte, Berufswahl, Lebensvorstellungen, Lebensstil wandeln sich rasant. Viele Jugendliche müssen erfahren, dass die Werte und Handlungsmuster, mit denen die Eltern das Leben bewältigt haben, für sie nicht mehr tragfähig sind. Vor allem in Migrationsfamilien ist dies der Fall, aber auch in Familien aus den neuen Bundesländern. Es gilt, und das ist das eigentlich Neue, auch nicht mehr, dass die junge Generation sich einfach von der älteren abgrenzt, indem sie mehr oder weniger das Gegenteil sucht, also bei konservativen Eltern revolutionären Ideen anhängt und umgekehrt. Und es ist im Leben der Jugendlichen auch immer weniger eine klare äußere Entwicklungslinie auszumachen: Schule, Ausbildung, Beruf, Familiengründung. Bereits in der Schule wird antizipiert, dass solche linearen Lebensentwürfe unrealistisch sind. Das Ergebnis ist, je nach Ressourcen, eine verstärkte Investition in persönliche Bildung, eine große Verunsicherung oder auch der Versuch, sich darauf einzustellen, dass sich immer wieder alles ändern kann.

Die Grundbedingungen dieser Generationen sind folgende. Erstens: Identität zeigt sich am ehesten als »Patchwork« verschiedenster Zugehörigkeiten. Junge Menschen müssen lernen, ein Leben lang mit Teilstücken eines sich ständig wandelnden Umfeldes umzugehen, um daraus eine subjektiv erfahrbare tragfähige Einheit zu entwickeln. Zweitens: Kristallisierungspunkt von Religiosität ist primär das Individuum und allenfalls sekundär die Institution Kirche. In der Biografie des Individuums bündelt sich das, was seine religiöse Orientierung ausmacht.

## II. Was heißt dann aber noch Liturgiefähigkeit?

Ein auf Gott hin orientierter Mensch wird sich ein Leben lang umformen und wandeln lassen, auch über sein eigenes Wollen hinaus. Er stellt sich nicht über, sondern in den Prozess, und gesteht sich ein, dass er die Gestaltung seines Lebens nicht in der Hand hat. Eine wahrhaft geisterfüllte Orientierung müht sich nicht um außenorientierte Selbstverwirklichung, sondern lässt sich ein auf das Abenteuer der Menschwerdung. Bevor ein junger Mensch sich jedoch allein auf diesen Weg be-

<sup>3</sup> Vgl. J. Goebel/Ch. Clermont, *Die Tugend der Orientierungslosigkeit*. Reinbek 1999.

<sup>4</sup> Vgl. Deutsche Shell (Hrsg.), *Jugend 2002: Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. 14. deutsche Shell Jugend-Studie*. Frankfurt 2002.

geben kann, muss dies in Formen gemeinschaftlichen Betens eingebübt werden. So muss auch der Gottesbezug in ein *gemeinschaftliches* und in ein *gestaltetes Tun* eingebunden sein. Die Fähigkeit, Liturgie zu feiern, verlangt zentral nach der Bereitschaft, sich in eine, wenn auch zeitlich befristete Gemeinschaft und in vorgegebene Formen einzufügen. Liturgiefähigkeit meint im innerkirchlichen Kontext weiterhin die Fähigkeit, sich dem Wort Gottes zu nähern und es aufzunehmen sowie auf das vernommene Wort bittend und lobpreisend zu antworten. Klassischerweise geschieht dies im gemeinschaftlichen Gebet und in der Feier der Eucharistie. Das Wechselspiel von Ruf, Hören, Antworten führt schrittweise immer mehr in die Gemeinschaft mit Christus hinein und befähigt, mit ihm und aus ihm heraus zu handeln. So handelt letztlich nicht mehr der Mensch einerseits und Christus andererseits, sondern das handelnde Subjekt ist eines – Christus im und durch den Menschen.<sup>5</sup>

Dieses eine Subjekt verwirklicht sich aber nicht nur in der explizit gottesdienstlichen Liturgie, sondern im gesamten Leben. Die Bestimmungen „gemeinschaftlich“ und „gestaltet“ müssen auch hier, im Alltag, Gültigkeit haben. „Gemeinschaftlich“ ist weit genug, um so unterschiedliche Betätigungen wie das gemeinsame Mahl, das helfende Gespräch, die gemeinsame Sorge für den Ort, an dem man lebt, eine Urlaubsreise usw. zu umfassen. Die Bestimmung „gestaltet“ ist der Stachel, der immer wieder auffordert zu fragen, welche konkrete Form das alltägliche auf Gott gerichtete Tun haben muss, um liturgisch genannt werden zu können. Heute ist öfter von einer „Liturgie des Alltags“ die Rede. Diese könnte auch als „implizite Liturgie“ bezeichnet werden.

„Wann übst du?“, fragt der Zen-Meister den Schüler. Der antwortet: „Morgens von sieben bis acht und nachmittags von fünfzehn bis sechzehn Uhr.“ Darauf lacht der Meister: „Ich sehe, du bist ganz am Anfang. Denn die Übung dauert 24 Stunden.“<sup>6</sup>

Gewiss sind besondere Zeiten zum Gebet wichtig und unerlässlich, das eigentliche Ziel aber ist das „Beten ohne Unterlass“ (1 Thess 5,17). So, wie es im geistlichen Leben darum geht, in das ununterbrochene Gebet hineinzufinden, so geht es auch darum, die Trennung von heiligen und profanen Gegenständen aufzugeben und allem mit Ehrfurcht zu begegnen. *Benedikt von Nursia* sagt in seiner Regel, alle Gegenstände des Klosters betrachte der Mönch als „heiliges Altargerät“.<sup>7</sup> Dies ist ein Hinweis darauf, dass insbesondere im benediktinisch geprägten Leben liturgische Spiritualität den gesamten Lebensalltag umfasst. Gottes-Dienst soll seine Kraft nicht nur im »offiziellen« liturgischen Bereich entfalten, sondern ebenso in den kleinen, eher implizit wirksamen Akten einer Liturgie des Alltags. Entsprechend gilt es also, neben der expliziten Liturgie auch liturgienahe Formen und Erfahrungen des Alltags im Blick zu behalten, ein eher implizites liturgisches Han-

<sup>5</sup> Vgl. dazu A. Häußling, *Liturgiereform und Liturgiefähigkeit*, in: Archiv für Liturgiewissenschaft 38/39 (1996/97), 1–24.

<sup>6</sup> Vgl. G. Fuchs, *Liturgie des Alltags*, in: Christ in der Gegenwart 31/56 (2004), 251.

<sup>7</sup> Vgl. *Regula Benedicti*, c. 31,10.

dehn also. Wenn die spannungsvolle Beziehung zwischen beiden Polen tagtäglich ausgelotet wird, kann die sichtbare Welt ein wenig durchlässiger werden.

Für junge Menschen ist das gemeinsame Tun in der Regel keine Schwierigkeit, wohl aber die klar geformte, gar noch tradierte Gestaltung, die individuelle Ausdrucksweisen notwendig zurücktreten lassen muss. Wenn wir also davon ausgehen, dass Liturgie als gemeinschaftliches und gestaltetes Tun weite Teile des christlich verstandenen Lebens umfasst: Kann dann vielleicht der Blick auf die alltäglichen Akte des auf die Begegnung mit Gott ausgerichteten Lebens eine Möglichkeit sein, jungen Menschen eine Brücke zu bauen zu ihnen nicht mehr unmittelbar zugänglichen Formen und Sprachen?

### III. Die aufgegebene Freiheit gestalten

„Kinder der Freiheit“ – so lautet der Titel eines Buches über die Generation der jungen Erwachsenen.<sup>8</sup> Er benennt damit quer zu aller Verschiedenheit ein wesentliches Merkmal der „Generation X“. Sie ist geprägt von gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen, die mit „Individualisierung“ und „Suche nach dem eigenen Leben“ beschrieben werden. Ihre VertreterInnen sind Kinder der Informationsgesellschaft, sie besitzen im Durchschnitt eine gute Ausbildung, sie verfügen über eine hohe Sensibilität für Fragen sozialer Gerechtigkeit und Ökologie. Sie sind verletzbar und oft verwundet. Sie sind stark und zart, selbstständig und bedürftig zugleich. Eine wesentliche Komponente ihres bisherigen Lebens ist ihre hohe Fähigkeit zur Veränderung. Sie haben gelernt: Alles ist so und auch anders möglich, nur auf Weniges kann man verlassen. Kaum hat man sich ein Bild gemacht, schon gibt es neue Erkenntnisse, die diese Deutung relativieren.<sup>9</sup> Zwei und mehr Ausbildungen sind die Regel, kontinuierliche Fortbildungen ein Muss. Partnerschaft und Liebe werden über Grenzen, ja über Kontinente hinweg gelebt. Die Bereitschaft, Arbeits- und Wohnort zu wechseln, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Sie haben gelernt, dass einzig sie selbst für ihr Leben verantwortlich sind, dass es keine Traditions- und Milieu-Grenzen mehr gibt, die einengen oder Halt geben. Sie wollen ihr Leben so gestalten, wie sie es für richtig halten – ja, von der richtigen Gestaltung des eigenen Lebens hängt das Glück ab. Sie wissen, dass dies ein lebenslanger Balanceakt ist, denn die äußeren Lebensverhältnisse ändern sich rasant.

Existenziell formuliert kann das auch bedeuten: Es wird ihnen immer wieder der Boden unter den Füßen weggezogen, und sie erfahren sich oft als ortlos.<sup>10</sup> Die Freude an der Gestaltung des eigenen Lebens steht in einem Spannungsverhältnis zu einem starken Gefühl ständiger Anstrengung und Überforderung. Und es gibt

<sup>8</sup> Vgl. U. Beck (Hrsg.), *Kinder der Freiheit*. Frankfurt 1997.

<sup>9</sup> Nicht umsonst ist eine der heute vorherrschenden Richtungen in den Sozialwissenschaften der Konstruktivismus. Wir verbringen große Teile unseres Lebens damit, zu konstruieren, zu re-konstruieren und mit immer neuen „Dekonstruktionen“ fertig zu werden.

<sup>10</sup> Vgl. H. Gilbert, *Merkmale der Zeit – Aufgaben der Zukunft*, in: Monastische Informationen 2 (2003), 20–25.

soziale Milieus, die sich eher aus Gewinnern und solche, die sich eher aus Verlierern dieser Entwicklungen und Notwendigkeiten zusammensetzen. Unterschiede zwischen Frauen und Männern bestehen weiterhin, so liegt die Sorge um Hilfsbedürftige, vor allem Kinder und Alte, im Durchschnitt immer noch eher bei den Frauen. Dies hat zwar Konsequenzen für die realen Gestaltungsmöglichkeiten des Lebens, jedoch kaum für das Lebensgefühl. Betrachtet man unter diesen allgemeinen Vorgaben die Orientierung an religiösen Sinngebungsmustern, fallen folgende Rahmenbedingungen auf.

### *Säkularisierung und Pluralisierung*

Weite Teile der Gesellschaft wurden seit Beginn der Aufklärung schrittweise aus der Herrschaft religiöser Institutionen und Symbole entlassen.<sup>11</sup> Kollektiv geteilte religiöse Sinngebung ist heute für immer weniger Lebensbereiche bedeutsam. Sowohl gesellschaftliche Prozesse wie die eigene Biografie können ohne religiöse Deutung erklärt werden. Zunehmend wird verzichtet auf die Vorstellung einer letzten Wahrheit. Ein vielfältiges Werteangebot führt leicht dazu, dass auf der Basis eines Minimal-Kodexes kaum noch eine eindeutige, für alle verbindliche Identifikation stattfindet. Das persönliche Bekenntnis wird der privaten Verantwortung des Einzelnen überlassen. Die Gesellschaft wird gesehen als eine, die in verschiedene Funktionsbereiche aufgeteilt ist. Religionsgemeinschaften sind ein Funktionsbereich unter vielen.

### *Globalisierung und Individualisierung*

Vor allem Jugendliche machen die Erfahrung, dass vielfältige religiöse Zugänge und Praktiken zur Verfügung stehen und dass sie sich daraus ihren passenden Rahmen für die eigene Religionsausübung auswählen können. Als Kinder, denen schon von den Eltern(-teilen) Flexibilität und Mobilität vorgelebt werden, sind sie ja längst daran gewöhnt, ihren Lebensweg und ihre Lebensform selbst zu gestalten. Kehrseite und leidvolle Erfahrung: Dies ist eine Aufgabe, die auch angenommen sein will. Mit dem Begriff „religiöse Fleckerlteppichnäherei“ wies Thomas Luckmann bereits 1963 darauf hin, dass bei praktizierenden Gläubigen die individuell hergestellte Verbindung von christlichen und außerchristlichen Überzeugungen und Ritualen durchaus verbreitet sei.<sup>12</sup> Immer mehr rückt daher aber auch die Bedeutung des eigenen Lebens als *eigenes* in das Bewusstsein: Das, was Menschen heute bewegt, wofür sie kämpfen, ist: „Geld, Arbeitsplatz, Macht, Liebe, Gott usw., aber mehr und mehr meint dies eigenes Geld, eigenen Raum usw., eben im Sinne der elementaren Voraussetzungen dafür, ein eigenes Leben zu führen. Selbst

<sup>11</sup> Vgl. V. Krech, *Religionssoziologie*. Bielefeld 1999.

<sup>12</sup> Vgl. T. Luckmann, *Das Problem der Religion in der modernen Gesellschaft*. Freiburg 1963.

Liebe, Ehe, Elternschaft sollen dazu dienen, die eigene Biographie zusammenzuhalten.“<sup>13</sup>

Zusammengefasst: Menschen wurden aus traditionellen Milieus und Gruppennormen (regionale Herkunft, Schicht, Religion, Familie) freigesetzt. Dadurch steigt die Zunahme von Wahlmöglichkeiten in allen Bereichen des Lebens. Je vielfältiger gesellschaftliche Teilbereiche differenziert und hinterfragt werden, desto mehr nimmt das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Milieu ab. Die Verbindlichkeit von Deutungsmustern wird schwächer. Das eigene Leben will aus freien Stücken »zusammengebastelt« werden. Selbsterfahrung, Selbstverwirklichung werden oft zu letztgültigen Werten, ohne Inhalt und Zielrichtung von Erfahrung und Verwirklichung noch allgemein verbindlich bestimmen zu können.

#### IV. Meine Religion ist, was ich dazu mache

Immer wieder bricht der Streit zwischen den Befürwortern und den Gegnern der »Säkularisierungs-These« neu aus: Sind zunehmende Kirchenaustritte oder der abnehmende Glaube an Gott oder an ein Leben nach dem Tod, wie es aus Meinungs-Umfragen hervorgeht, tatsächlich ein Zeichen für schwindende Religiosität? Oder zeigt sie sich nur in neuem Gewand? Spätestens mit Beginn der 90er-Jahre kam eine erstaunliche Vielzahl religiöser Metaphern in der Musikszene, in der Werbung und in der Kunst auf.<sup>14</sup> Das Bild ist alles andere als einheitlich. Sicher ist: Es gibt eine irgendwie geartete Religiosität, und: Die christlichen Kirchen haben kein Religionsmonopol mehr. Sicher ist ebenso: Auch religiöse Orientierung und konkrete Gestaltung von ritueller Praxis sind Teil der heute zu leistenden Arbeit am Projekt der eigenen Identität.

Wie kann man sich in dieser „neuen Unübersichtlichkeit“<sup>15</sup> sozialwissenschaftlich dem Phänomen Religion überhaupt nähern? Persönliche religiöse Grundüberzeugungen und Erfahrungen sind sicher nicht einfach in standardisierten Fragebögen zu ermitteln, sie sind aber dennoch mitteilbar und können damit Teil eines nicht nur privaten Diskurses werden. Die wesentliche Form, in der dies geschieht, sind *erzählte Geschichten*. Diese können dann wiederum zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden, wohl wissend allerdings, dass es immer Konstruktionen sind, die gedeutet werden wollen. Hier trifft sich der religionssoziologische biografische Ansatz mit der klassischen biblischen und vor allem jüdischen Erzähl-Tradition.

Diese Fokussierung auf das persönliche Erleben markierte eine Wende in religionssoziologischen Themenstellungen. Der aus der Biografieforschung stammende Begriff „Biografie-Arbeit“ setzt am Konzept der „Bastelbiografie“ an: Mein Leben

<sup>13</sup> Vgl. U. Beck, *Eigenes Leben*. München 1999, 9.

<sup>14</sup> Allerdings sangen bereits in den 70ern die Beatles ihr „Let it be“ an Maria oder George Harrison sein „My sweet Lord“.

<sup>15</sup> Vgl. J. Habermas, *Die neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt 1985.

ist eines, dessen Sinn sich im Schreiben des eigenen Drehbuches erschließt. Und immer wieder gilt es, sich neu auszurichten und neue Herausforderungen zu integrieren. Religion ist dabei für die jüngeren Generationen ein möglicher Deutungshorizont unter vielen, aus dem sie Orientierung beziehen. Eine Studentin antwortet auf die Frage: „Sind sie eher christlich oder eher nicht? – „Ich bin sportlich. Ich muss mich nicht ideologisch positionieren.“<sup>16</sup>

Religion hat aus soziologischer Perspektive die Funktion, die als komplex erfahrene Wirklichkeit zu interpretieren, indem sie einen Sinn anbietet. Sie reflektiert aus dieser Sicht zwar auch heute noch auf Letztgültiges, aber nur individuell, eben als persönliches Deutungsmuster. Der Jugendliche heute gehört längst nicht mehr nur der Familie und der Freundesgruppe an, die im Idealfall die gemeinsame religiöse Orientierung verbindet und in die er sich vertrauenvoll integrieren kann, sondern er hat teil an vielen verschiedenen Gruppierungen mit unterschiedlichen Logiken und Normen, in denen er oft widersprüchliche Rollen einnimmt. Auch das Teilsystem Religion ist an die Individualität der Personen gekoppelt und einzig durch sie hindurch vermittelt. Die Sorge um das Seelenheil wird mehr und mehr von einer kirchlichen Autorität weg und in die Person des Einzelnen selbst hinein verlagert.<sup>17</sup> Zugespitzt könnte man sagen: Religion entsteht innerhalb der individuellen Lebensgeschichte stets neu.

Aus der Position gelebten Christseins heraus ist es nicht haltbar, den Anruf Gottes als „Angebot“, als ein „Deutungsmuster unter vielen“ zu bezeichnen. Wir bewegen uns hier im Gebiet der unterschiedlichen Perspektiven und Terminologien verschiedener Disziplinen. Soziologie will keine letzten Antworten geben, sondern beschränkt sich auf die Deutung der sichtbaren Phänomene. Nur so kann die Rede von der „Funktion der Religion“ adäquat verstanden werden. Miteinander fachübergreifend ins Gespräch zu kommen, ist eine wichtige Herausforderung, wenn Jugendliche in ihren Fragen ernst genommen werden wollen. Und auch wenn man ihnen entschlüsseln will, wo Gott sich in ihrem Leben Gehör verschaffen möchte.

Die Kommunikation religiöser Institutionen entdeckt Themen und Adressaten, die möglicherweise fern von kirchlichen Traditionen, jedoch für das Individuum zur Gestaltung seiner personalen Identität von existenzieller Bedeutung sind. Indizien dafür sind die breit gestreuten Angebote auf Kirchentagen, in Evangelischen und Katholischen Akademien, Bildungshäusern in kirchlicher Trägerschaft etc., die „über alles und jedes diskutieren“ und damit viele Menschen anziehen.

Auf dem freien Markt wird der Faden der Spiritualität (was immer dann darunter verstanden wird) in Fitness-, Wellness- und Therapie-Angebote vielerlei Art verwoben. Und wohl nahezu jedes Kloster wird derzeit immer wieder von Fernsehteams angefragt, die auf der Suche sind – ja, wonach eigentlich? Dem Besonde-

<sup>16</sup> Vgl. E. Tiefensee, *Ökumene* (Anm. 1).

<sup>17</sup> Vgl. A. Nassehi, *Religion und Biographie. Zum Bezugsproblem religiöser Kommunikation in der Moderne*, in: K. Gabriel (Hrsg.), *Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung*. Gütersloh 1996, 50f.

ren, dem Exotischen, dem Schönen? Wohl auch, aber es geht zentral auch darum, dass die Frage nach Gott im öffentlichen Diskurs wieder möglich ist. Von außen gesehen sind dies Bausteine für die eigene Biografiearbeit, nicht mehr. Den jungen Menschen ist es weitgehend frei gestellt, ob in der Konstruktion ihrer Lebensgeschichte Religion einen Platz hat. Wenn nicht, gibt es keine negativen Sanktionen. So bleibt als Proprium der Religion, auch der christlichen, aus soziologischer Sicht nur die Individualität des Einzelnen als Basis.

## V. Hunger nach Erfahrung

Für diejenigen, die sich der Religion (wieder oder neu) zuwenden, gilt folgerichtig: Meine religiöse Praxis muss mir ganz persönlich entsprechen, sie muss mir gut tun, sie muss meine individuelle spirituelle Entwicklung fördern. Ich suche mir den religiösen Kontext, in dem ich mich am wohlsten fühle. Spiritualität ist *eigene* Spiritualität. Die expressive Religiosität zeichnet sich im Kern dadurch aus, dass die Leidenschaft die Sehnsucht nach einer Verbindung mit Gott beherrscht.<sup>18</sup> Die Intensität der Leidenschaft hat eindeutig Vorrang vor der Genauigkeit theologischer Argumentation. Das ist so neu nicht. Neu ist nur, wie stark es in den Bedürfnislagen junger Menschen derzeit wieder auftaucht. Die Anweisung lautet etwa: Folge einzig deinem eigenen Weg, deiner spirituellen Eingebung und lass dich durch nichts und niemanden davon abbringen. Akzeptiere allein das, was du in deinem Inneren als wahr spürst. Große Gefühle werden gesucht, es gibt eine heftige Sehnsucht nach unmittelbarer Erfahrung der anderen Wirklichkeit. Dies ließe sich aus unzähligen Kursangeboten und Lebenshilfe-Büchern zum geistlichen Leben nachweisen. Auch der große Erfolg der Exerzitien im Alltag ist in diesem Zusammenhang zu sehen: Denn dort wird explizit dazu ermutigt, unter Anleitung persönliche Erfahrungen zu machen.

Der eigene Weg kann über Gemeinschaften, Kirchen, aber auch über lose, wechselnde Bezugsgruppen führen. Und er kann immer wieder lebensphasenspezifisch die Orientierung ändern. Gradmesser ist, ob er von innen her als stimmig empfunden wird. Akzeptiert wird allenfalls ein Begleiter/eine Begleiterin auf diesem Weg, nicht jedoch primär eine amtliche kirchliche Autorität. Ebenso ist es mit traditionellen Gottesdiensten: Die Möglichkeit, spontan mit eigenen Erfahrungen anzukoppeln, ist hier gering, und sie sind daher für Jugendliche schwer bis gar nicht zugänglich. Anziehend dagegen sind für viele spirituelle Events wie Weltjugendtage.

Ferner zeigt sich ein Phänomen, das *Charles Taylor* „expressiven Individualismus“ nennt.<sup>19</sup> Damit ist gemeint, dass weithin eine „Kultur der Authentizität“ herrscht: Junge Menschen zeigen ein starkes Bedürfnis, sich selbst als authentisch (eben unverwechselbar) zu empfinden und auch so zu präsentieren. Denn das eigene Leben will nicht nur gestaltet, sondern auch dargestellt werden. Daran knüpft

<sup>18</sup> Vgl. Ch. Taylor, *Die Formen des Religiösen in der Gegenwart*. Frankfurt 2002.

<sup>19</sup> Vgl. aaO., 84ff.

die Mode wie die Werbung an. So titelte die Espresso-Firma Lavazza ihre Werbekampagne 2005 mit dem Wortspiel „Espress Yourself!“<sup>20</sup>

Prägnanter kann man es kaum noch formulieren. Der Boom von Kursen und Therapien zur Selbstfindung, Selbst-Verwirklichung, Befreiung des Selbst usw. hat seine Ursache in diesem Kult der Selbstdarstellung. Sogar solidarisches Handeln, Arbeit in sozialen Projekten etc. wird mittlerweile als Teil der Selbstdarstellung begriffen. Die Ethik der auf Authentizität bedachten Generation X lautet: „Ich bin o.k., du bist o.k.“ Solange es nicht andere Menschen verletzt, soll jeder tun und lassen können, was ihm gut tut. Aber: Schau mich an! Denn mein Tun will auch gesehen und besprochen werden. Die Metapher dafür ist die Talk-Show.

In seiner Studie „Jugend und Religion“ untersucht *Heiner Barz* die religiöse Orientierung Jugendlicher und stößt dabei ebenfalls auf das Phänomen des starken Drangs nach subjektivem Erleben von Religiosität.<sup>21</sup> Barz fragt aus der Perspektive des Jugendlichen, wie sich Religiosität äußert und wie sie erlebt wird. Es geht also um die subjektive Wahrheit des Einzelnen. Er beschränkt sich nicht auf das Kirchenchristentum, sondern fragt ganz gezielt all das ab, was Jugendliche mit Gefühlen belegen, die vielleicht früher dem Kirchenumfeld vorbehalten waren. So fasst er zum Beispiel als „Auratische Orte“, die ihm genannt wurden: Dome, aber auch „Omas Küche“, Fußballstadien oder Rockkonzerte.<sup>22</sup> Welches sind die zentralen Punkte, die sich aus dieser Studie zur religiösen Praxis der Jugendlichen ableiten lassen?

### *Selbstverwirklichung als höchster Wert*

Aus den Aussagen der Jugendlichen wird deutlich, dass Selbstverwirklichung und individuelles Glück Werte von letzter Bedeutung sind (das Resümee-Kapitel ist überschrieben: „Das heilige Diesseits“). Dafür werden Gebet wie okkulte Techniken gleichermaßen eingesetzt. Ethisches und normatives Handeln wird subjektiv begründet, der Kategorische Imperativ hat kaum noch prägende Kraft. Nicht was Gott spricht, auch nicht was jeder tun könnte und sollte, sondern nur das, was die je individuelle, biografische, historische, gesellschaftliche Situation dem Einzelnen nahe legt und wodurch er glaubt, sein Glück steigern zu können, soll das Handeln bestimmen. In der Orientierung der jungen Generation am eigenen Ich als Sinnhorizont zeigt sich so etwas wie ein roter Faden.<sup>23</sup> Jegliche Art von Doktrin wird als verdächtig zurückgewiesen; jedem wird zugestanden, dass er seine Religiosität leben kann, wie er es für richtig hält. Missionarisch zu sein ist in den Augen der Jugendlichen das Allerschlimmste. Die traditionellen christlichen Glau-

<sup>20</sup> URL: <http://gumia.de/2004/11/14/lavazza-kalender-2005-espress-yourself/> [Stand: 08.03.2006].

<sup>21</sup> Vgl. H. Barz, *Religion ohne Institution? Jugend und Religion*, 2 Bde. Opladen 1992. Befragt wurden in qualitativer Untersuchung 86 männliche Jugendliche.

<sup>22</sup> Vgl. aaO., Bd. 2, 63.

<sup>23</sup> Vgl. aaO., Bd. 2, 251f.

bensinhalte sind weitgehend abgedrängt worden – und zwar weniger der Glaube an einen fernen Gott, als an Christus als Sohn Gottes, an Inkarnation und Auferstehung. Das Apostolische Glaubensbekenntnis ist den meisten bloße Rhetorik, die sie nicht verstehen und daher auch nicht ernst nehmen (können).

### *Leidvoll erfahrene Sensibilität*

Ein weiterer Befund quer durch die Gruppen ist eine extreme, manchmal fast mediale Sensibilität, oft verbunden mit großer psychischer Labilität: Borderline-Symptomatik und suizidale Tendenzen sind stark ausgeprägt.<sup>24</sup> Bei nicht wenigen ist das Verantwortungsgefühl für Leid und Ungerechtigkeit so intensiv, dass sie überfordert sind, da ihr Wissen über komplexe Zusammenhänge und ihr starkes Gefühl für Ungerechtigkeit konfrontiert werden mit persönlicher Hilflosigkeit angesichts globaler Zusammenhänge. Leid, Krankheit, Tod erfahren bereits junge Menschen, etwa im Zusammenhang mit Drogen und Verkehrsunfällen. Sie haben aber keine Vorbilder, damit adäquat umzugehen. Grenzerfahrungen werden zum Teil verdrängt, zum Teil geradezu provokatorisch gesucht. Bei Jugendlichen ist die Anrufung Verstorbener mittels okkuler Praktiken, glaubt man der Studie, relativ weit verbreitet, wenn es auch für die meisten nur ein vorübergehendes Ausprobieren ist. Die Gefahr, in magischen Denkstrukturen verstrickt zu bleiben, wächst dann, wenn Jugendliche in rigidien Gruppenmechanismen gefangen sind, die auch korrespondieren mit ihren eigenen Angstpotentialen und starren Ich-Strukturen.

### *Die Welt ist die, die wir uns denken*

Die Maxime, nach der die Jugendlichen ihr Leben gestalten, lautet: Die Welt ist immer die Welt, die wir uns selbst machen, indem wir sie denken und danach handeln. Wirklichkeit wird also oft als konstruiert und konstruierbar erlebt. Dazu gehört auch die Praxis des Gebets als bewusster Autosuggestion. Lebenshilfen in religiöser Form werden neu und selbst geschaffen (dies gilt zwar nicht für die Mehrzahl, aber stark für die der Kirche nahe Stehenden). Vieles aus dem Bereich des „Positive Thinking“ wäre da zu nennen. Vereinzelt gibt es auch Ansätze zu so genannter Schwarzer Magie.

### *Erleuchtung hat Vorrang vor Aufklärung*

Die Studie von Barz schließt mit der Beobachtung, dass bei den Trendsettern „Erleuchtung“ und nicht mehr, wie noch bei der Eltern-Generation, „Aufklärung“ das Zauberwort sei. New Age, das Neue, das Wassermann-Zeitalter firmieren als

<sup>24</sup> Vgl. *aaO.*, Bd. 2, 259.

„Light Age“.<sup>25</sup> Es gibt einen ungebremsten Hunger nach unmittelbarer, schnell herstellbarer Erfahrung. Ein Lauf über glühende Kohlen, ein Überlebenstraining usw. – all das deutet in diese Richtung. Davon lebt die Psycho- und auch die Esoterik-Szene, und die Grenzen zur Musik- und Drogenszene sind fließend. Den christlichen Konfessionen wird von den Jugendlichen der Vorwurf gemacht, dass Glaube dort kaum noch sinnlich erlebbar sei – im Protestantismus gleichsam von Anfang an als „Geburtsfehler“, und im Katholizismus wird zumindest seit dem II. Vatikanum ebenfalls ein Überhang an rationalem Denken und emotional unterkühlten Riten wahrgenommen und beklagt.

## VI. Fähig zu welcher Liturgie?

Das Leben selbst in die Hand zu nehmen und zu gestalten, Individualität zu leben um beinahe jeden Preis: Wie lässt sich das vereinen mit der liturgischen Grundfähigkeit, einzugehen in die Gemeinschaft mit Christus, um mit ihm und aus ihm zu leben? Wie kann Gemeinschaftlichkeit und Geprägtheit hilfreich sein für den je individuellen Gottesbezug? Wie sind die säkularen Erfordernisse von Flexibilität und Mobilität vereinbar mit einem von der Liturgie her bestimmten Alltag in Treue und Beständigkeit? Manches ist dazu von theologischer und religionspädagogischer Seite gesagt und in der Praxis ausprobiert worden. Es kann in diesem Rahmen nur darum gehen, einige Gedanken zur Diskussion zu stellen, nicht, konkrete Handlungskonzepte zu bieten. Die Vielfältigkeit der sozialen Milieus und Kulturen verweigert sich einfachen Lösungen.

- Es gilt, jenseits aller Konstruktivismus-Versuchungen an Glaubenswahrheiten und -wirklichkeiten festzuhalten. Und es gilt, dass der Glaubensvollzug mittels Herz und Gemüt „geleitet, gestützt, geklärt“ sein muss durch das Denken.<sup>26</sup> Das heißt, wir müssen wieder Grundwissen vermitteln und von der fastfood-gewohnten Generation mehr und anspruchsvoleres Denken fordern, damit der Reichtum der Liturgie überhaupt nachvollzogen werden kann.
- Wir sollten offen bleiben für Gestaltungsweisen, die den sonstigen Lebensumfeldern junger Menschen entstammen. Wo dies möglich ist, sollten Felder der gemeinsamen Erprobung geschaffen werden. Konkret geschieht dies, wenn junge Menschen etwa in einem Jahr der Glaubensorientierung oder zur Prüfung ihrer Berufung in einer geistlichen Gemeinschaft mitleben, dort ihre Formen liturgischen Feierns gestalten und gleichzeitig eingeführt werden in die Spiritualität einer Ordens-Tradition. Solche Zeiten können nicht nur für die jungen Menschen, sondern auch für die sie begleitende Gemeinschaft fruchtbar werden.

---

<sup>25</sup> Vgl. *aaO.*, Bd. 2, 266.

<sup>26</sup> Vgl. R. Guardini, *Vom Geist der Liturgie*. Freiburg 1983, 22ff.

- Es gilt ferner gemeinsam aufzuspüren, wo im Alltag liturgienähnliche Formen möglich sind, und diese zu unterstützen. Wo findet gemeinschaftliche Hinwendung zu Gott statt? Etwa dort, wo Freude und Leid geteilt werden, wo Menschen unter schwierigen Bedingungen miteinander ausharren usw. Überall dort, wo bewusst in Gottes Gegenwart gelebt und miteinander gelacht, getröstet, geschwiegen, getrauert, gefeiert wird, kann auch ein gemeinschaftlich geteiltes Ritual gefunden werden.
- Vielleicht kann dann allmählich die Spannung zwischen beiden Polen, der klassischen »expliziten«, wie der oft kaum wahrnehmbaren alltäglichen »impliziten« Form des Feierns als befruchtend erlebt werden. Was bedeutet es etwa, wenn „Omas Küche“ als ein Ort des Heiligen umschrieben wird? Was hat ein Rockkonzert, das ein lateinisches Choralamt vielleicht auch, aber nur noch schwer zugänglich hat? Und umgekehrt gefragt: Was kann in einem liturgischen Vollzug, der geprägt ist von durchformter Rede und Gegenrede, zum Tragen kommen, was dem vielfach verunsicherten Leben Halt und Orientierung geben kann?

Die Unbestimmbarkeit des heutigen Lebens birgt die Gefahr des Auseinanderfallens, die Gefahr, sich in der Unverbundenheit des individuellen Lebens einzurichten. Umso mehr ist der Blick darauf notwendig, dass an vielen Orten in aller Vorläufigkeit und Verschiedenheit die Zentrierung auf die Mitte gelebt und erfahrbar wird. Es geht nicht darum, Menschen nahtlos anzupassen an alte Traditionen, sondern vielmehr darum, den Raum zwischen den verschiedenen Elementen des Lebens als verbindendes Element unter den Gottsuchenden wahrzunehmen und frei zu halten: Damit Gott sich darin zeigen kann als der Einzig Eine, Ungeteilte.

*Carmen Tatschmurat OSB, München*